



Aus Freude am Lesen

Eines Tages bekommt Beth ein Paket. Darin ein Album mit Fotos, Notizen und anderen Erinnerungsstücken, die Beth noch nie zuvor gesehen hat. *Das Buch unserer Sommer*, in dem ihre Mutter Marika die Erinnerung an jene Sommerferien festgehalten hat, die Beth in ihrer Jugend bei ihr in Ungarn verbrachte. Eine Zeit, in der Beth hin und her gerissen war zwischen ihrem zurückhaltenden Vater, mit dem sie im englischen Devon lebte, und der temperamentvollen Mutter, die die Sehnsucht nach der Heimat von ihrer Familie fortgetrieben hatte. Eine Zeit, in der Beth sich nichts sehnlicher wünschte, als endlich ihren Platz im Leben zu finden. Eine Zeit, die mit einem Schock endete, als Beth gerade 16 war.

Seit damals hat Beth jeden Gedanken an diese Zeit weit von sich geschoben. Doch das Album bringt all ihre Erinnerungen wieder zurück – an die erste Liebe, an flirrend heiße Sommertage und einen kühlen Waldsee. Und an den Tag, an dem alles zerbrach ...

EMYLIA HALL wurde 1978 als Tochter eines englischen Künstlers und einer aus Ungarn stammenden Kostümbildnerin geboren. Die Familie lebte im ländlichen Devon im Südwesten Englands, verbrachte aber jeden Sommer in Ungarn. Nach ihrem Studium in York und Lausanne arbeitete Emylia für eine Werbeagentur in London, bevor es sie in die französischen Alpen verschlug. Dort entschloss sie sich, ihren lang gehegten Traum vom eigenen Roman Wirklichkeit werden zu lassen. Ihr Debütroman »Mein Sommer am See« war auf Anhieb ein großer Erfolg und wurde in zahlreiche Länder verkauft.

Emyilia Hall lebt heute mit ihrem Mann in Bristol.

Emylia Hall

Mein Sommer
am See

Roman

*Aus dem Englischen
von Astrid Finke*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *The Book of Summers* bei Headline Review, an imprint of Headline Publishing Group.

Auszug aus »Bist du einst alt« zitiert nach: William Butler Yeats, *Die Gedichte*, München, Luchterhand, 2005; Deutsch von Christa Schuenke.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2014

Copyright © 2012 Emylia Etherington

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Bias

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74555-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Robin & Familie Hall

Sitzt du einst alt und grau am Feuer dort,
Dann greif nach diesem Buch, blättere zurück
Und lies gemächlich, träum von deinem Blick,
So weich, von tiefen Schatten sanft umflort.

W. B. Yeats, »Bist du einst alt«

Prolog

Es sind weiße Abende wie dieser, wenn der Schnee von draußen gegen die Fensterläden drückt und zarter Frost die Scheiben überzieht, an denen Marika sich das Buch holt. Sie blättert durch die Seiten und verschwindet in all den sonnendurchfluteten Tagen.

Da ist Erzsi in den frühen Morgenstunden, wenn weiches Licht den Tau vertrieb und alle ins Freie lockte, mit geröteten Wangen. Da ist sie an den späten Nachmittagen, wenn eine drückende Hitze einsetzte, sodass man nur noch daliegen konnte, alle viere von sich gestreckt – auf dem gelben Rasen, im Waldsee, unter dem Dach der Akazienkronen. Da ist sie an den träge schwindenden Abenden, wenn die ermattete Sonne auf die verblassten Berge herabsank und sie zusammen auf der Terrasse saßen und sich in den letzten Strahlen rekelten.

Marika betrachtet die Bilder und spürt sie, flüchtig, den Blick erwidern.

Ihr Verhältnis zu dem Buch ist besonders. Sie hat es selbst gemacht, mit zielstrebigen Fingern und Tränen, die die Tinte verschmieren, mit Farbe und Klebstoff und Schnipseln und Stückchen. Sie hat fotografiert, wenn niemand wusste, dass fotografiert wurde, daher erscheinen die Bilder auf den Seiten wie geflüsterte Geheimnisse. Der Stoffeinband ist mit Blumen bemalt, Kringel und Striche in hellem Weiß, Blüten, die nicht verblüht sind – im Gegensatz zu den echten Blumen draußen, die sich um die Veranda ranken und bei Einbruch

der Nacht welken und eingehen. Sie erinnert sich noch an das Mischen der Farben, an ihren steifen Nacken, als sie sich unbeholfen über die quadratische Leinwand beugte, an Zoltáns sanftes Lachen, als sich ihre Zungenspitze vor lauter Konzentration zwischen die Lippen schob. Die Idee mit der Beschriftung hatte sie erst später, deshalb sind die Worte willkürlich mit schwungvollen, aufstrebenden Buchstaben zwischen die Blütenblätter gesetzt: *Das Buch unserer Sommer*. Ein Name, der der Seligkeit des ersten und der Vorfreude auf all die künftigen Sommer entsprang.

Marika liebt und hasst das Buch in beinahe gleichem Maße. Denn wenn sie durch die Seiten blättert, ist sie eine Zeitreisende. Aber sie ist in Ketten gelegt.

Die Fotografien sprühen vor Leben und locken sie mit ihren Verheißungen. Sie riecht Kokosöl, das zum Schutz vor der Sonne auf blasse Haut gerieben wird. Sie riecht Holzrauch, der sich in den Haaren festsetzt, als hätte man durch züngelnde Flammen getanzt. Sie riecht Kirschbrausepulver, das ein süßes Prickeln auf der Zunge hinterlässt. Sie senkt den Kopf über die Seiten, zu sehr im Augenblick gefangen, und plötzlich ist der einzige Duft, den sie wahrnimmt, der von Papier. Trocken, muffig und leblos.

Eine Stimme ruft ihren Namen. Sie schließt das Buch und stellt es wieder ins Regal. Dann kehrt sie zurück zu dem Leben, das sie jetzt hat. Dem Leben, das sie einst wählte. Und alles, was verloren ist, bleibt zwischen den Seiten des Buches zurück.

Eins

Freitagmorgen begann, wie englische Sommermorgen häufig beginnen, mit einer schüchternen, verzagt aufgehenden Sonne und Wolkenfetzen, die bis zum Frühstück verweht waren. Mein Vater kam zu Besuch, daher hätte ich wissen müssen, dass es auf keinen Fall ein normaler Tag würde, trotz seines verheißungsvollen Anfangs. Es war das erste Mal, dass er mein Londoner Zuhause sah, und dabei war ich nicht gerade neu in der Stadt. Mit siebzehn hatte ich mich für die Kunsthochschule und für London entschieden. Ich wollte mich verlieren, und dafür schien es mir genau der richtige Ort zu sein. An den Tag vor zwölf Jahren, an dem ich von zu Hause auszog, erinnere ich mich noch heute, an meinen Vater, der auf dem Bahnhofsparkplatz neben dem Auto stand, eine Hand zum Abschied erhob, mit der anderen bereits in der Hosentasche nach dem Schlüssel tastend. Dann das Tuckern des Auspuffs, als er vor dem Eingang zum Bahnhof an mir vorbeifuhr – dieses Mal, ohne mich zu bemerken, denn er saß über das Lenkrad gebeugt wie jemand, der bereits spät dran war. Ich sah ihm nach, der einzigen Familie, die ich hatte.

Familie. Ein Wort, das mir nie sonderlich behagte. Andere mag es an lärmende Abendessen mit Ellbogen auf dem Tisch erinnern und an alte Witze, die geknetet und gezogen werden wie Brotteig. Oder an schrullige Tanten und langmütige Onkel, unförmige Sackkleider und struppige Schnurrbärte, den

unsanften Druck einer wohlmeinenden Umarmung. Oder einfach an ein Haus in einer Straße. Handabdrücke in weichem Beton. Die verknoteten, ausgefranzten Seile einer alten Schaukel am Ast eines Apfelbaums. Aber mich? Es erinnert mich an nichts davon. Es ist ein Wort, das mich auflöst. Wie ein loser Faden an einem Pulli, an dem man zieht und der rasch zu einem wirren Knäuel in den hohlen Händen wird.

Seit meinem Studium habe ich auf beiden Seiten des Flusses gelebt, in schuhkartongroßen Wohnungen und geräumigen Stadthäusern; allein in einem feuchten Keller in Bloomsbury, mit sieben Mitbewohnern in einer verfallenen, ehemals herrschaftlichen Villa am Rande von Camden. Nun wohne ich in einem adretten Reihnhaus in Mile End, mit einem Gärtchen und einem verirrtten Zwerg darin. Meine Mitbewohnerin Lily singt Frank Sinatra im Badezimmer und trägt einen pechschwarzen Bob, der wie Sirup glänzt. Unsere Straße liegt im Schatten einer Hochhaussiedlung, und drei Türen weiter steht ein herrenloser Fiat, dessen Heckscheibe Sprünge wie ein Schlittschuhteich hat. Einmal sah ich ausgestreckt auf dem Asphalt eine Katze liegen, schwarz und weiß und mausetot, ein Bild, das ich nie ganz aus dem Kopf bekommen habe. Ein anderes Mal pickten ein paar Tauben am Skelett eines Brathähnchens, als ich aus der Haustür trat. Ich hastete vorbei und tat, als hätte ich es nicht gesehen, wie ein beunruhigter Bürger, der ein Verbrechen nicht bemerken möchte. Nach nur fünf Minuten mit dem Fahrrad kann ich im Victoria Park liegen, neben mir einen Stapel Zeitungen und Bücher. Ich gehe gern in ein Café, wo die Eigentümerin mir, wenn die Sonne strahlt, einen Kaffee spendiert, bevor sie sich neben mich an einem wackligen Tisch setzt und in ihrer blauen Schürze billige Zigaretten raucht. Alles in allem fühle ich mich wohl hier. Es ist ein Ort,

an dem ich meinen Vater willkommen heißen kann, ohne dass sich kompliziertere Empfindungen aufdrängen.

Er war immer älter als andere Väter. Als ich klein war, brachte er mich zum Kichern, indem er behauptete, er sei bereits uralt auf die Welt gekommen, mit einer Brille, die ihm schon in der Wiege von der Nase rutschte, und faltigen Knien. Wenn andere Väter laut riefen und lachten, Jeans trugen und an Sommertagen Wasserrutschen aus Plastikplanen bauten, saß meiner in seinem Arbeitszimmer, die Ärmel bis zu den Ellbogen aufgekrempt, versunken in seine Bücher. Dann schlich ich mich davon und suchte ihn, folgte dem leisen Geräusch einer sich schließenden Tür oder dem Knarzen einer Treppenstufe. Er legte einen Finger auf meine Wange und nannte mich seine kleine Betty. Und ich klammerte mich an seine Cordhose.

Beim Frühstück strich ich Marmelade auf seinen Toast und überreichte ihn ihm beseelt von Fürsorge. Er öffnete für mich die neue Cornflakes-Schachtel, kämpfte mit dem Plastikbeutel, schüttete Flocken in die Schüssel und stibitzte sich eine. Sonntagabends bügelte er meine Schuluniformen und hängte sie sorgfältig auf rosegemusterte Bügel, die Rückseiten waren jedes Mal verknittert. Und manchmal kam ich nach Hause und fand auf dem Küchentisch, immer in derselben Ecke, ein Geschenk. Ein Buch mit Erzählungen. Einen neuen linierten Schreibblock. Ein Set aus drei spitzen Bleistiften. Wir kochten Tee und lasen zusammen Unsinnsgedichte, und wenn ich ins Bett ging, träumte ich von Quangle Wangles und einem wunderschönen erbsengrünen Boot.

Damals verstanden wir uns prächtig.

Heute gelten andere Regeln. Es gibt Dinge, über die wir sprechen, und es gibt Dinge, über die wir nicht sprechen. So-

lange die Grenzen gewahrt bleiben, ist alles gut. Das macht eine Beziehung, die kompliziert sein könnte, zu einer sehr einfachen. Dieses Übereinkommen hat sich keineswegs sanft im Laufe der Zeit entwickelt, sondern es begann mit einem abrupten Zusammenbruch, mit vergossenen Tränen und hervorgestoßenen Beteuerungen, als ich sechzehn Jahre alt war. Seitdem herrscht zwischen uns stillschweigendes Einvernehmen. Und wir kommen wunderbar miteinander aus.

Mein Vater war nie der Typ, der aus einer Laune heraus mal eben nach London fährt. Unsere seltenen Begegnungen werden weit im Voraus geplant, und stets komme ich zu ihm nach Devon. »Ich bin nicht für London geschaffen, Beth«, pflegt er zu sagen, und ich empfinde es als Erleichterung, dass er nicht zu diesen enthusiastischen Eltern gehört, die sich ständig aufdrängen und tausend Ideen präsentieren. Lilys Mutter durchkämmt unentwegt die Zeitung nach neuen Ausstellungen und Theaterstücken und sucht dann Gründe, um zu Besuch zu kommen. Alle zwei Monate ist sie in London, und jedes Mal verwandelt Lily sich in eine Touristin. Die beiden stolpern mit prall gefüllten Tüten von Harrods und dem Victoria-and-Albert-Museum durch die Tür, sie fahren Taxi und gehen ins Ballett. Sie essen in angesagten Restaurants und laden mich manchmal ein, ihnen beim Dessert Gesellschaft zu leisten. Lilys Mutter poliert auch gern unsere Wohnung auf. Sie schrubbt unser Spülbecken, bis es wie Silber glänzt, und ersetzt unsere abgenagten Zahnbürsten durch neue mit straffen Borsten. Sie kauft uns riesige Pakete Klopapier und Dosensuppen, als lebten wir abgeschieden in den Bergen und könnten eines Tages eingeschneit werden. Ich beobachte solche Vorgänge mit Interesse und überlege, wie es wohl wäre, wenn das Leben meiner Eltern so mit meinem eigenen verflochten wäre. Die Um-

armungen von Lilys Mutter beziehen auch mich mit ein, aber irgendwie fühle ich mich dadurch einsamer, als ich mich davor gefühlt habe. Bevor mir auffiel, dass ich eine neue Zahnbürste brauche oder ein Stück Michelin-prämierte Pawlowa-Torte.

Deshalb war ich überrascht, als mein Vater anrief, um anzukündigen, dass er mich am Wochenende besuchen wolle. Ob ich am Freitag zu Hause sei? Und Zeit hätte?, hatte er gefragt. Das war Neuland, und er betrat es mit nervöser Anspannung. Wie es der Zufall wollte, hatte ich den Tag frei. Ich arbeite in einer Galerie und daher auch häufig am Wochenende, doch in dieser Woche war mir das seltene Geschenk eines freien Freitags und Samstags gemacht worden. Eigentlich hatte ich mir ein faules Frühstück im Café Pavilion im Park ausgemalt, eine Fahrradtour auf dem Kanalweg und einen Nachmittag in einem sonnigen Biergarten mit Freunden, die jedes Wochenende frei hatten, aber trotzdem nicht weniger zügellos feierten. »Natürlich hab ich Zeit, Papa«, erwiderte ich mit vorgetäuschter Ungezwungenheit, »du kannst gern vorbeikommen.« Ich bot an, ihn am Bahnhof Paddington abzuholen, aber er lachte energisch und erklärte, noch sei er nicht senil. An der Stelle schob ich verstohlen ein: »Ist alles in Ordnung?« »Aber selbstverständlich«, sagte er und fügte hinzu: »Ich möchte dich einfach nur sehen.« Und das klang in dem Moment so schlicht; unerwartet, aber doch glaubwürdig. Nach dem Gespräch spürte ich unwillkürlich eine seltsame Mischung aus Hochstimmung und Besorgnis. Ich beschloss, beides zu verdrängen, und vertiefte mich in meine Kochbücher. Statt mir die nächsten drei Tage alle möglichen Szenarien vorzustellen, die seinen Besuch veranlasst haben könnten, backte ich, kochte und putzte und fühlte mich dabei töchterlicher als seit Langem.

Spontaneität lag eindeutig in der Luft, denn Lily verkündete, sie fahre am Wochenende mit ihrem neuen Freund Sam zum Segeln. Ich sah sie vom Wind zerzaust und salzig vor mir, in die Brise lachend – und war enttäuscht, dass sie nicht zu Hause wäre. Mein Vater hätte sie bestimmt gemocht, und ich wäre dankbar für ihre ungezwungene Art gewesen.

»Wird dieser Jonathan auch da sein?«, hatte mein Vater am Telefon gefragt, und ich hatte ihn daran erinnern müssen, dass Johnny und ich uns vor sechs Monaten getrennt hatten. Solche Dinge vergaß er leicht, und ich für meinen Teil spielte sie herunter, falls ich überhaupt darauf einging. Johnny unterrichtete lustlos Erdkunde an der Lambeth-Gesamtschule, er hatte einen struppigen Bart und lachende Augen. Wir waren fast zwei Jahre zusammen gewesen, und ich bin mir nicht sicher, ob ich mich in dieser ganzen Zeit jemals als seine Freundin bezeichnen durfte, was mich aber irgendwie nie störte. Eines Tages teilte er mir mit, er werde eine Reise durch Südamerika machen, und fragte mich, ob ich mitkommen wolle. Ich dachte darüber nach, während er von tosenden Wasserfällen und Dschungeln erzählte, so tief und dicht, dass sie nachts wie tags schwarz waren. Doch am Ende lehnte ich leichteren Herzens ab, als ich für möglich gehalten hätte. In jener Nacht liebten wir uns zum letzten Mal, und hinterher sank Johnny auf meine Brust, und ich schloss die Augen und schlang einen Arm um ihn, als wäre er derjenige, der Trost brauchte. Als wäre ich diejenige, die fortging. Und am letzten Morgen nahm er mein Kinn zwischen Zeigefinger und Daumen und sah mir in die Augen. »Schade, dass du mich nie wirklich an dich herangelassen hast«, sagte er. Dann, mit mehr Zuversicht: »Aber ich glaube, ich war näher dran als irgendjemand sonst, Beth. Ich glaube, ich kenne dich besser, als du denkst.« Ich schloss

die Augen, und als ich sie wieder aufschlug, konnte ich sehen, dass ich nicht länger in seinen Gedanken war. Er war innerlich schon gegangen.

Bei meinen Überlegungen, was ich mit meinem Vater unternehmen wollte, dachte ich sofort an die Galerie. Sie liegt ganz in der Nähe der Brick Lane, und ich liebe den Raum, in dem ich arbeite. Die riesigen Glasscheiben lassen ein Maximum an Sonnenlicht herein, und im Inneren fühlt man sich, als sei man bei einem Waldspaziergang auf eine sonnendurchflutete Lichtung geraten. Als Studentin war ich der Meinung, Kunst sei dazu da, den Menschen etwas Neues zu zeigen, nicht etwas Altes, und daran glaube ich nach wie vor. Seit einer Woche allerdings stellten wir die Werke von drei Landschaftsmalern aus. Ihre sanften, pastoralen Motive waren nicht unser übliches Thema, aber Luca, der Inhaber, war, so seine Begründung, eines Tages mit einer Sehnsucht nach etwas »Freundlicherem« aufgewacht, das »auf einfachere Zeiten zurückverweist«. Ich konnte mir gut vorstellen, dass die Bilder meinem Vater gefielen, dass er sich dicht vor die Leinwand beugen würde, um einen runden Hügel zu bewundern oder einen blühenden Baum mitten auf einem pfannkuchenflachen Feld. Vielleicht würde er etwas von Devon in den Bildern erkennen und sich zu Hause fühlen. Und mir würde es Freude machen, ihm endlich meinen Arbeitsplatz zu zeigen. Er hatte ihn noch nie gesehen, und bestimmt war er in seiner Vorstellung voller verstümmelter Schaufensterpuppen und Sprühfarbe, wie man es hin und wieder in der Wochenendbeilage der Zeitung sah.

Für den Abend hatte ich an einem der Stände auf der Roman Road ein paar Filme gekauft, alte Schwarz-Weiß-Filme mit stotterndem Ton und Schritten in der Dunkelheit. Es uns vor dem Fernseher gemütlich zu machen gehörte zu den Din-

gen, die wir immer zusammen getan hatten, ziellos und erleichtert unterhielten wir uns dann über alles, was wir uns gerade ansahen. Zum Abendessen hatte ich einen riesigen Topf Chili gekocht und in einem mexikanischen Laden in Bethnal Green Tortillas gekauft. Mein Vater hatte nicht gesagt, ob er über Nacht bliebe, also hatte ich vorsorglich Handtücher und frische Bettwäsche gefaltet. Die Postwurfsendungen, die sich im Hausflur stapelten, hatte ich weggeräumt und einen Strauß Tulpen auf den Küchentisch gestellt.

Es liegt eine traurige Poesie im Ahnungslosen. Jeder Katastrophe, die uns widerfährt, geht eine Zeit voraus, in der wir von nichts wussten. Wie glücklich wir da noch waren. Wenn wir doch nur lernen könnten, die normalen Tage zu feiern; die Tage, die unauffällig beginnen und sich wenig beachtenswert fortsetzen. Tage wie die, die jenem Freitag vorausgingen, als die unerfreulichen Dinge geringfügig und flüchtig waren; die verschwommenen Ausläufer eines frühmorgendlichen Kopfschmerzes, über den Rand geschwappter Kaffee, als ich den Zucker einrührte, der plötzlich leicht ins Bittere kippende süße Geruch der Kekse, die ich im Ofen hatte. Das sind die Tage, die man eigentlich wertschätzen sollte. Die Tage, an denen wir innehalten, Dank sagen sollten. Und damit anerkennen, dass wir bereit sind, gerüstet. Sollte der Himmel einstürzen, hätten wir eine Chance, ihn aufzufangen.

Mein Vater traf kurz nach Mittag ein. Ich hörte draußen einen Motor im Leerlauf brummen und erspähte sein Taxi vom Fenster aus. Schnell rannte ich nach unten, schlitterte in meinen Socken über den Absatz und erreichte die Tür gerade noch, bevor er klingelte.

»Papa!«

Er machte Anstalten, mich zu küssen, hielt aber Taschen in beiden Händen, sodass wir ungeschickt gegeneinanderstießen. Ich wollte ihm etwas abnehmen, doch er schüttelte den Kopf.

»Nein, lass nur, es geht schon. Wohin müssen wir, die Treppe da hoch?«

Ich betrachtete ihn mit neuer Faszination, wie man es immer tut, wenn man Menschen außerhalb ihres natürlichen Lebensraums sieht. Es überraschte mich fast, Kleidungsstücke an ihm zu bemerken, die ich kannte, seine für das Wetter zu warme kamelfarbene Jacke, sein blaues Baumwollhemd, das zwar am Kragen bereits ausfranste, aber ein Lieblingsstück blieb. Im Wohnzimmer trat ich einen Schritt zurück, schüchtern beinahe, und sah ihm zu, wie er seine Sachen abstellte. Eine marineblaue Reisetasche, eine Jutetasche mit einer Schildkröte, wie sie in schickeren Supermärkten die Plastiktüten verdrängt haben, und ein Einkaufsnetz, das dem Anschein nach mit in Zeitung gewickelten Päckchen gefüllt war.

»Bleibst du über Nacht?«, fragte ich.

»Ich war mir nicht sicher.« Dann ergänzte er: »Aber ich könnte natürlich, wenn du es möchtest. Ah, du meinst das ganze Zeug hier. Das ist hauptsächlich Gemüse aus dem Garten. Ich dachte mir, du freust dich bestimmt.«

Er wühlte in dem Einkaufsnetz und zog Bündel von Radieschen und einen dicken Kopfsalat heraus.

»Ich bin heute extra früh aufgestanden, um noch zu ernten«, sagte er. »Hier sind auch ein paar neue Kartoffeln.«

Das Gemüsebeet, noch etwas, das uns verband. Als Kind half ich ihm beim Säen und Graben, die spitzen Knie schlammverschmiert, die Hände in einem Riesenpaar Gartenhandschuhe verschwunden. Später, als ich älter und meine Besuche zu

Hause sporadischer wurden, machte er es sich zur Pflicht, mich von Entwicklungen im Garten zu unterrichten. Ob gefrorenes Gras, das unter den Füßen knirschte, oder glitschiger Matsch, ob schmale Mondsichel am Himmel oder pralle Sonne, immer spazierten wir schon bald nach meiner Ankunft daheim durch den Garten.

Mit jetzt vollbeladenen Armen ging ich in die Küche.

»Du kannst gern hier übernachten, wenn du möchtest«, sagte ich. »Ich meine, du hast extra den weiten Weg gemacht. Und du warst noch nie hier. Und, na ja, es wäre doch nett, oder?«

»Meine Fahrkarte ist nicht zuggebunden. Ich kann fahren, wann ich will.«

Ich wusste, wie akribisch er war und dass sämtliche in Frage kommenden Zugverbindungen von jetzt bis morgen Nachmittag in seiner winzigen und präzisen Handschrift auf einem Zettel notiert waren, den er gefaltet in der Hosentasche trug. Die langsamen Züge, die durch Wiltshire zuckelten oder in Bristol hielten, hätte er mit Sternchen versehen. Aber seine offenkundige Flexibilität war neu, und sie gefiel mir. Allmählich entspannte ich mich und glaubte trotz allem daran, dass es keinen besonderen Anlass für seinen Besuch gab.

Ich rief ins Wohnzimmer: »Möchtest du in die Galerie gehen? Wir haben gerade eine Ausstellung, die dir bestimmt gefällt, und du könntest meine Kollegen kennenlernen. Danach könnten wir irgendwo eine Kleinigkeit essen und zum Abendessen wieder hierherkommen. Aber es liegt ganz bei dir. Ich meine, wir können alles Mögliche machen.«

»Ach, das ist mir egal, Beth. Es ist einfach schön, dich zu sehen«, sagte er. »Bekomme ich vielleicht eine Tasse Tee?«

Mit einem Teller Kekse in der Hand ging ich zurück ins

Wohnzimmer. »Wasser ist schon aufgesetzt. Hier, ich habe gebacken, Walnusskekse mit Ahornsirup. Sie sind am Rand ein bisschen angebrannt, aber ...«

Er hob gerade die Jutetasche mit der Schildkröte auf und schrak zusammen, als ich ins Zimmer trat. Rasch stellte er sie wieder ab.

»Beth ...«, sagte er.

Ich hatte ihn meinen Namen schon auf diese Weise sagen hören. Unzählige Male, jedes davon viele, viele Jahre her.

»Was?«

»Zuallererst muss ich dir etwas geben. Vielleicht möchtest du dich lieber setzen.«

Seine Stimme wurde tiefer, in den Worten lag ein Beben.

»Was denn?«, fragte ich und war verblüfft, wie ruhig ich klang.

Er drehte sich erneut zu der Tasche um und hob sie hoch. Das schien eine beträchtliche Anstrengung zu erfordern, als wäre sie ungeheuer schwer. Seine Finger krümmten sich um die Griffe, und in dem Moment dachte ich mir, wie klauenartig seine Hand aussah, mit der straff über die riesigen Knöchel gespannten Haut, dem spitzen Daumen. Sein Gesicht hatte sich grau verfärbt, sein Blick bat um Verzeihung. Und da wusste ich, dass er eben doch einen Grund hatte, so plötzlich nach London zu kommen. Nicht nur, um mich zu sehen oder weil er Lust dazu gehabt hatte. Wir waren keine Menschen, die so etwas taten, einfach glücklich und spontan. Ich wünschte, er hätte mir länger etwas vorgemacht. So hätten wir den Zauber ausdehnen können, selbst wenn seine Kraft nur einem zarten Windhauch glich.

»Es ist etwas für dich mit der Post gekommen«, sagte er.
»Und ich dachte, ich bringe es dir besser gleich.«

Er streckte mir die Tasche entgegen. Einen Moment lang starrte ich die grüne Schildkröte auf der Seite an, mit ihren runden Augen und klobigen Füßen. Die Worte »Ein Freund fürs Leben« waren darunter gedruckt. Ich wandte den Blick zurück zu meinem Vater.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Das weiß ich nicht, Beth. Ich habe es nicht aufgemacht.«

Er wirkte gequält, als er sprach, und ich spürte eine plötzliche Wut aufflammen. Eine Hitze in meiner Brust, die sich ausbreitete und dann abebbte. Ich zog an meiner Halskette mit dem Knäuel von Anhängern, meine Finger verdrehten die silbernen Glieder. Schließlich sah ich ihm in die Augen, bis er blinzelte. Er zuckte die Achseln. »Ich dachte nur, es wäre vielleicht wichtig«, sagte er leise.

Ich stellte die Tasche auf den Boden, kniete mich daneben und griff hinein. Darin war ein in braunes Packpapier gewickeltes Paket, ungefähr so schwer wie ein Buch. Ich drehte es um und entdeckte einen verschmierten Poststempel und ein Sammelsurium fremder Briefmarken. *Magyarország*. Ungarn. Ein Ort, der einst, vor sehr langer Zeit, für mich *Sommer* bedeutete hatte. Die Handschrift war entfernt vertraut, steil und wie gemalt, jedes Wort eine kilometerhohe Bergkette. Adressiert war es an Erzsébet Lowe.

Erzsébet Lowe. Zwei Worte, ein Name, einer, der für Milchzähne stand. Für Sandalen, deren Profil ein Blumenmuster im Staub hinterließ. Einen schräg hängenden Pony. Augen so groß wie Untertassen, die durch ein Versteck aus Farnwedeln im Wald spähten. Und später für spitze Ellbogen und lange Beine, eine sonnenverbrannte Brust und Küsse an einem dunklen See. Brennende Tränen und rasselnden Atem. Einen zerbrochenen Spiegel und eine plötzliche Flucht. Wenn

ich nichts dagegen unternahm, würden die Schnipsel meiner ungarischen Sommer zurückgeweht kommen; zuerst als im Wind kreiselnde Papierstückchen und dann als gefährlicher Strudel.

Ich musste rigoros sein. Erzsébet Lowe gab es nicht mehr. Sie war ein Fantasiegebilde, ein verdunstender Atemhauch auf einer Glasscheibe, ein Muster von Teeblättern, verwirbelt und verschwunden. Längst verloren, längst fort.

Ich blickte zu meinem Vater auf. Er sah mich an, die Arme an den Seiten herabhängend. Sein Gesicht hatte jeglische Farbe verloren, tiefe Falten furchten seine Wangen.

»Warum hast du mir das gebracht?« Ich steckte das Päckchen zurück in die Tasche und stand abrupt auf. »Warum hast du geglaubt, ich wollte das?«

»Entschuldige, Beth, aber ich dachte, es wäre wichtig. Nichts, was man einfach so mit der Post weiterschickt.«

Das Wort *wichtig* schmeckte nach kalter Förmlichkeit, nach braunen Briefumschlägen mit dem Stempel *persönlich* und Bürgerversammlungen, auf denen Weltverbesserer aufstanden und protestierten. Es war ein kaltes und statisches Wort.

»Nichts davon ist *wichtig*«, sagte ich. »Du hättest es einfach in den Müll schmeißen sollen.«

In dem Moment sah ich vor mir, wie es gewesen sein könnte. Das Päckchen, das zu einem Postamt getragen und unter der Scheibe hindurchgeschoben wurde, eine korpulente Frau in einer knittrigen Bluse, die Briefmarken anleckte und sie wahllos mit einem Schlag der flachen Hand aufklebte. Die das Päckchen in einen Sack warf, während der Absender, ein dunkler Schatten, sich zum Gehen wandte. Ein mit alter Korde verschnürtes Paket, das halb Europa im Bauch eines Flugzeugs überquerte, um neben die Haustür in Harkham gelehnt

zu werden, eine Schnecke, die eine klebrige Spur darauf hinterließ. Dann die letzte Etappe, ein Zug nach London, mein Vater auf dem Rücksitz eines Taxis, das durch die Straßen von Ostlondon ruckelte, das Gewicht des Päckchens auf dem Schoß. Seine Hände, die es beschützend, ängstlich umschlossen.

So bewegte sich die Vergangenheit auf die Gegenwart zu. So verlief ihre Reise.

Ich stand auf und wischte mit den Händen über mein Kleid, als wäre es staubig.

»Dann bist du also nur hier, um mir das zu bringen?«, fragte ich. »Warum konntest du mir nicht gleich sagen, dass du deshalb kommst? Ich hätte dir gesagt, dass es nicht nötig ist. Ich will es nicht. Was auch immer es sein mag, ich möchte es nicht haben.«

»Ich glaube nicht, dass es nur irgendein Päckchen ist«, gab er zurück. »Es ist so lange her, seit etwas mit diesem Poststempel ins Haus kam, Beth. Ich fand einfach, ich sollte persönlich kommen ...«

»Aber du kommst sonst nie, Papa. Du warst nicht ein einziges Mal in dieser Wohnung. Das macht ja nichts. Es ist eben, wie es ist, schon in Ordnung. Aber ehrlich, was für eine überflüssige Fahrt. Bitte nimm es, nimm es einfach wieder mit. Ich will es nicht.«

»Ich wollte dich nicht traurig machen. Wirklich nicht. Es war voreilig von mir herzukommen.«

»Nein, das stimmt nicht. Für andere Leute wäre es normal gewesen. Aber nicht für uns, Papa. Ich hätte wissen müssen, dass es einen Grund für dein Kommen gibt. Aber *das* hier? Warum hast du am Telefon nichts davon gesagt? Warum hast du mir nicht erzählt, was los ist? Statt so zu tun, als würdest du

nur mal auf einen Besuch hereinschneien, mit einer Tüte Radieschen, du lieber Himmel.«

»Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen sollte, Beth. Mir war doch klar, was es für dich bedeuten würde.«

»Papa, wie kann es sein, dass wir es nach all den Jahren immer noch nicht hinkriegen? Nichts hat sich verändert, absolut gar nichts.«

»Soll ich lieber gehen?«, fragte er.

»Was, nach Hause?«

»Ja.«

Ich dachte darüber nach und spürte ein altvertrautes Gefühl in meinem Magen rumoren. Schlechtes Gewissen vermischt mit Kummer.

»Tja, du bist nur gekommen, um mir das hier zu geben, und das hast du jetzt. Aber du *könntest* auch bleiben. Wir könnten einfach so tun, als wäre alles okay. Als hättest du nicht gelogen über den Grund deines Besuchs. Als hättest du mir nicht gerade etwas gegeben, was vollkommen belanglos ist, mir jetzt aber trotzdem, ach, was weiß ich, eine Ewigkeit nicht aus dem Kopf gehen wird. Das könnten wir machen, ja.«

Meine Stimme klang eigenartig hoch, als wäre ich ein absurd straff gespanntes Saiteninstrument. Ich schlug mir die Hände vor den Mund, um mich vom Weitersprechen abzuhalten.

Er nahm mir die Tasche aus der Hand. Da sah ich die Müdigkeit in seinem Gesicht, die Falten um seine Augen wie Risse im Putz. Er hob seine Reisetasche auf. Ich stellte mir vor, dass sie seinen säuberlich gefalteten Schlafanzug enthielt, ein frisches Hemd, ein Paar zusammengerollte Wollsocken. Dinge, die er brauchen würde, falls er doch über Nacht bliebe. Was hatte er erwartet? Dass ich mir nach dem Paket den Trost seiner Anwesenheit wünschen würde? Dass wir im Park spa-

zieren gehen und uns die Bilder in der Galerie ansehen und Chili essen und Filme anschauen und dann auf der Treppe Gute Nacht sagen würden und alles wäre gut?

Wir starrten einander an. Er machte den Mund auf, um etwas zu sagen, stockte jedoch. Er machte ihn wieder zu. Die Zeit zu reden, die Dinge zu verändern, war längst verstrichen. Keiner von uns hatte sie genutzt.

»Möchtest du ein Taxi zum Bahnhof?«, fragte ich, die Hand schon nach dem Telefon ausgestreckt.

»Wenn es das Beste ist, Beth. Es tut mir leid.«

Ich zögerte. »Das kam vorhin ganz falsch rüber, aber wir könnten wirklich so tun, als ob. Darin sind wir doch gut, oder? Wir könnten uns immer noch einen schönen Tag machen.«

Er schüttelte den Kopf, und ich wusste nicht, ob das bedeutete, dass er mir nicht zustimmte, oder ob es ein tieferes, umfassenderes, viel älteres Gefühl von Verzweiflung ausdrückte. Ich zuckte die Achseln und begann, langsam, aber bestimmt die Nummer zu wählen.

Das Taxi kam schnell, viel schneller, als ich erwartet hatte. Freitags um die Mittagszeit, so hatte ich gedacht, hätten wir mindestens zwanzig Minuten, aber es klingelte, noch bevor fünf Minuten vorbei waren. Ich begleitete ihn nach unten. Auf dem Bürgersteig umarmte er mich, und einen kurzen Moment lang klammerte ich mich an ihn, doch dann trat er zurück und öffnete die Wagentür. Sicherlich dachte er an den laufenden Taxameter, den ungeduldigen Fahrer, das Auto, das auf der Gegenseite vorbeiwollte. Mein Vater war ein Mann, der sich solchen Einflüssen leicht beugte, kippte und schwankte wie eine Bohnenranke.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich.

Er stieg ein, und ich schloss die Tür, knallte sie lauter zu,

als ich vorgehabt hatte. Ich tippte an die Scheibe und winkte. Dann blickte ich dem Taxi nach, sah seinen Kopf in der Heckscheibe immer kleiner werden. Am späten Nachmittag würde er zurück in Devon sein, genau wenn die Sonne durch die krummen Zweige des Apfelbaums hinten auf dem Rasen scheinen würde. Es wäre, als hätte er die Fahrt nach London nie unternommen.

Ich warf einen raschen Blick in den schmalen Streifen Londoner Himmel und blinzelte mehrmals, ein alter Trick, um die Tränen einzufangen, bevor sie flossen. Mit beiden Händen wollte ich mir die Haare aus dem Gesicht streichen, stellte aber fest, dass ich die Schildkrötentasche festhielt. Ich konnte mich weder erinnern, sie angeboten bekommen, noch sie genommen zu haben. Aber so war mein Vater. Listig, auf eine zurückhaltende Art, wie ein Fuchs, der den Hunden ausweicht.

»Ach, Papa«, seufzte ich. »Warum können wir nie einfach miteinander reden?«

Ich konnte mir seine Entgegnung nicht einmal vorstellen.

Langsam ging ich wieder hinein und knallte die Haustür hinter mir zu. Die Wohnung blitzte und blinkte, mit all ihren frisch gesaugten Teppichen und geschrubbten Oberflächen. Die Tulpen strahlten mich vom Tisch an. Ich nahm den Teller mit den Keksen und warf sie in den Mülleimer, einer prallte gegen den Rand und zerbröselte zu meinen Füßen. Dann stand ich auf und schielte nach der Jutetasche, die ich in einer Ecke hatte fallen lassen. Ich sank auf den Fußboden und betrachtete sie. Als könnte ich sie, allein durch meinen Blick, in etwas völlig anderes verwandeln.

Eines weiß ich: Die alten Schmerzen vergehen nie. Im Gegenteil, sie sind das, was uns prägt, ihnen wenden wir uns

zu, wenn wir niedergedrückt und ratlos sind. Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß und diese Tasche anstarrte, aber meine Beine wurden steif, und mein Nacken knackte. Ich musste die Wohnung verlassen. In einem Anfall unreflektierter Wehmut für den Tag, der es hätte werden können, fand ich mich auf dem Weg, den ich mit meinem Vater einschlagen wollte. Ich bestieg einen Bus nach Bethnal Green. Die Straßen dort waren nicht allzu belebt um diese Tageszeit. Nur am Sonntagvormittag war hier alles verstopft von grauäugigen Straßenhändlern, die Zahnpasta und kaputte Schallplatten verkauften, von jungen Mädchen, die in ihre Hände kicherten, und von alten East-End-Männern, die über das Pflaster schlenderten und sich zermatschte Okras in die Schuhsohlen traten. Nachts war hier immer viel los, in den dunklen Stunden, in denen der Duft nach gebratenem Hähnchen die Luft schwängerte, die Straßen jungen Männern mit breitbeinigem Gang gehörten und quietschende Mikrofone auf Karaokekneipen aufmerksam machten, deren Bühnen von ausladenden Bäuchen und noch ausladenderen Frisuren in Beschlag genommen wurden. Heute war einfach ein sonniger Nachmittag, und man hörte die Anwesenheit von Menschen, die mit ruhigen und unkomplizierten Schritten ihrer Wege gingen.

Beim Laufen blickte ich auf meine Füße in den Flipflops, die Zehen schon leicht grau gefärbt vom Schmutz der Stadt. Unvermittelt hatte ich ein Bild meines Vaters in seinem üppigen Garten in Devon vor Augen. Ein Windhauch brachte die Bohnenstängel zum Wogen; er hatte die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempt und grub wie wild. Dies tat er ständig, vor allem in Zeiten des Unfriedens. Aber dann fiel mir ein, dass ich vorgriff, sehr wahrscheinlich saß er noch in einem engen Zugabteil und nestelte an seinem Schnurrbart, während lär-

mende Kinder Spielzeug auf dem Tisch vor ihm verstreuten und Leute in ihre Handys plapperten. *Mein Vater*. Wenn ich an ihn dachte – an sein Bedauern, sein Unbehagen, seine Beklommenheit –, unterbrach das zumindest das Grübeln über die anderen Dinge. Über das in mein Leben eingedrungene Päckchen und die Gedanken, die es mit sich gebracht hatte. Seine verfilzten Spinnwebfäden. Seinen Geruch nach Vergangenheit.

Ich erreichte die Galerie in zwanzig Minuten und trat ohne zu zögern ein; die Tür klapperte wie bei einem alten Lebensmittelladen.

»Hallo«, sagte ich. »Schön kühl hier drin.«

»Hey, Beth! Wo ist dein Vater?«

Kelly arbeitete erst seit drei Monaten bei uns. Sie kam aus Wisconsin, war zwanzig Jahre alt und pausenlos unfassbar energiegeladen. Ihre blonden Locken umgaben ihren Kopf wie ein Heiligenschein, und an diesem Tag trug sie einen roten Seidenschal um den Hals, womit sie aussah wie ein vollbusiges Pin-up aus einem alten Kalender.

»Lange Geschichte«, sagte ich in einem, wie ich hoffte, lockerer nachlässigen Tonfall. Ich wusste, dass Kelly noch nicht ganz schlau aus mir wurde, denn es fiel mir schwer, mit ihrem ungezwungenen Charme und endlosen Strom von Vertraulichkeiten umzugehen. »Er konnte doch nicht kommen«, ergänzte ich.

Ich stellte meine Tasche am Tresen ab und schlenderte mit den Händen in den Hosentaschen zu den Wänden hinüber. Kelly machte Anstalten, sich zu mir zu gesellen, wurde aber glücklicherweise vom Klappern der Tür und der Ankunft zweier hipper japanischer Touristen mit kunstvollen Frisuren und einem Stapel Reiseführer abgelenkt. Eilig machte sie sich daran, sie zu begrüßen, und ich blieb vorerst verschont.

Warum war ich bloß hergekommen? Um mich daran zu erinnern, dass ich einen Platz und eine Aufgabe im Leben hatte? Aber an seinem freien Tag zur Arbeit zu erscheinen warf nur Fragen auf, selbst bei arglosen Menschen. Ich wandte meine Aufmerksamkeit den Bildern zu, die Finger in den Jeanstaschen fest zur Faust geballt. Eine Woche zuvor war ich auf der Vernissage gewesen, hatte beim Weinausschenken geholfen und appetitliche Häppchen herumgereicht. Und ich hatte den Großteil der Woche umgeben von diesen Gemälden verbracht, als ihre Hüterin, ihre Wächterin. Ich erklärte den Neugierigen die Einzelheiten ihrer Herkunft, schritt von Bild zu Bild, mit nickendem Kopf und federleichten Fingern, wies auf den Glanz des Himmels hin, die Rhythmen des Wassers, die vielen unterschiedlichen Strukturen von Rinde. Aber erst an diesem Nachmittag, während Kelly temperamentvoll auf unsere Kunden einredete und ich mich immer weiter von ihnen entfernte, sah ich mir die Bilder zum ersten Mal wirklich an und forderte etwas anderes von ihnen. Es war, als wollte ich erfahren, ob irgendwo, abseits von Rahmen oder Linse oder aufmerksamem Auge, die Orte, die sie zeigten, weiterhin existierten. Ob ihr Ursprung gefunden werden konnte, wenn jemand ihn finden wollte.

In dem Augenblick dachte ich an einen anderen Künstler. Zoltán Károly. Man konnte seine Bilder mit einer Stecknadel auf einer Landkarte verzeichnen, denn er hatte immer die Welt gemalt, in der er lebte, genau wie er sie sah. Ich hatte sehr lange nicht mehr an seine Gemälde gedacht. Wie alles andere hatte ich sie vergessen. Auch die Landschaft, die sie inspirierte, hatte mich lange nicht beschäftigt, genauso wenig wie der Ort, den er Zuhause nannte: die *Villa Serena*. Nun fiel mir wieder ein, wie er seine Bilder zu signieren pflegte, die stei-

len Buchstaben seines Namens in der unteren Ecke der Leinwand. Und da wusste ich, dass die Schrift auf dem Päckchen aus Ungarn seine war. Sobald ich mir dieses winzige bisschen Wiedererkennen gestattete, wehten sämtliche Bemühungen, die Ereignisse dieses Tages zu vergessen, in alle Lüfte davon. Ich spürte die rasende Lawine der Erinnerung, hörte ihr Donnern, und ich konnte zwar davor fliehen, wusste aber, dass sie mich am Ende einholen würde. Dass, egal wie heftig ich mich wehrte, ihre Macht zu groß wäre und ich irgendwann kapitulieren und von ihr überrollt würde.

Ich drängte mich an den Touristen und Kelly vorbei und rannte ins Hinterzimmer. In der Toilette starrte ich mich unverwandt in dem kleinen Spiegel an, den wir auf das Waschbecken gestellt hatten. Mein Atem ging in schnellen Stößen. Ich nahm mich nur als unscharfen Umriss wahr, als irgendeine beliebige, von verschwommenen Konturen begrenzte Frauengestalt, und da begriff ich, dass ich weinte, dass die Tränen unkontrolliert über meine Wangen rannen.

Zoltán hatte mir geschrieben, nach all den Jahren. Und von den vielen Gedanken, die in meinem Kopf durcheinanderwirbelten, setzte sich einer gegen all die anderen durch: Warum er? Warum er und nicht sie?

Letzten Endes wurde es spät an diesem Abend. Ich blieb im Hinterzimmer der Galerie unter dem Vorwand, einigen vergessenen und dringenden Papierkram erledigen zu müssen. Als Kelly schließlich zusperrte, wusste ich nur, dass ich nicht allein sein wollte. Sie war mit ein paar Freunden verabredet, jungen Männern und Frauen, die ich nicht kannte und die genauso fröhlich und unbefangen waren wie sie, und so schloss ich mich ihnen an. Wir zogen von einer Bar in die

nächste und schütteten in rekordverdächtiger Geschwindigkeit Cocktails herunter. Mit einem Mund voller zerkauter Eiskwürfel und einem erdbeerfleckigen Lächeln fragte Kelly mich noch mal, was mit meinem Vater passiert war. Ich sagte, es sei etwas dazwischengekommen und er »habe nicht weggekonnt«. Das ließ ihn aussehen wie einen extrem beschäftigten Geschäftsmann, und ich ruhte mich einen Moment lang auf dieser Vorstellung aus. Ich stellte mir vor, mich gut mit seiner Sekretärin zu verstehen und per Post Karten für elegante Veranstaltungen geschickt zu bekommen, als ob wir ganz andere Menschen wären. Dann fielen mir das welke Gemüse und die Jutetasche mit der Schildkröte wieder ein, der gequälte Ausdruck auf seinem Gesicht, als ich sagte: *Darin sind wir doch gut, oder? Tun, als ob?*

Gegen Mitternacht hatte ich genug von allem. Ich verabschiedete mich eilig und stahl mich davon. Taxis und Nachtbusse ließ ich vorbeifahren, bevorzugte das Echo meiner Füße auf dem Pflaster, die stoischen Blicke der Stadtfüchse und den dröhnenden Bass entgegenkommender Autos als Metronom für meinen Schritt. Ich brauchte vierzig Minuten, um nach Hause zu laufen, und wäre Lily da gewesen, hätte sie mich zweifellos wegen meiner mangelnden Vorsicht getadelt. Aber die Wohnung, in die ich zurückkehrte, war leer – und dennoch pulsierte darin etwas, das stärker als ein einzelner Mensch war. Deshalb hatte ich es nicht eilig.

Ein unheimliches Licht wirkt ermutigend auf eine in die Ferne schweifende Fantasie. Als ich in mein Wohnzimmer trat, blieb ich unsicher im Halbdunkel stehen und schien aus mir selbst herauszuschweben. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite zeichnete sich ein Fenster im oberen Stock als gelbes Rechteck ab, rahmte zwei in einen Kuss verschlun-

gene Menschen ein. Mit einem Ruck schloss ich die Jalousien, kuschelte mich aufs Sofa und zog die Füße auf den Sitz. An Schlaf war nicht zu denken, und so saß ich sinnierend da, wurde selbst zur Nacht, meine Oberfläche bestand aus dem Glanz eines Kusses, aus den Lichtstreifen, die durch eine hastig heruntergezogene Jalousie fielen.

Irgendwann musste ich doch eingeschlafen sein, denn viel später wachte ich mit steifem Nacken und trockenem Mund auf, und das Dämmerlicht eines neuen Morgens lag warm auf meinem Gesicht. Die Finger meiner linken Hand fühlten sich bleiern an und kribbelten. Ich hatte nichts geträumt. Buchstäblich. Riesige leere Räume, in denen alles fehlte. Ich hätte erleichtert sein sollen, da ich aufwühlende, wirre Streifzüge befürchtet hatte, doch es kam mir vor wie ein Omen. Innerlich ausgehöhlt streckte ich mich und gähnte.

Ich stand auf und ging barfuß in meinen zerknitterten Sachen in die Küche. Die Morgensonne erhellte das Zimmer, sodass es weich und blass und nicht ganz vorhanden war. Als ich das Fenster öffnete, begrüßten zwitschernde Vögel unsichtbar, aber lautstark den Anbruch des Tages. Ich fuhr mir mit den Händen durchs Haar, fand verknotete Stellen, wo ich mich nachts unruhig gewälzt hatte. Als ich mir die Augen rieb, verschmierte die Schminke vom Vortag und hinterließ schwärzliche Flecken auf meinen Fingern. Schlagartig verspürte ich das Bedürfnis nach Reinigung, nach rauschendem Wasser und Zahnpasta, süß duftender Seife und Puderquasten.

Ich setzte Wasser auf, stellte die Kaffeekanne bereit und ging ins Bad. Das Wasser in der Dusche kam zuerst kalt, und ich stieß einen leisen Schrei aus, doch mit verbissenem Durchhaltevermögen fletschte ich die Zähne und ballte die Fäuste.

Hinterher tastete ich nach einem Handtuch und wickelte mich darin ein.

Im Flur hinterließen meine Füße schwache Abdrücke auf den Holzdielen, wie ein barfüßiger Wanderer am Strand. Während ich ins Schlafzimmer ging, um mich anzuziehen, rubbelte ich meine Haare mit dem Handtuch trocken. Obwohl die Feuchte noch an meinem Rücken klebte, zog ich ein ärmelloses T-Shirt und meine alten Jeansshorts an, ausgefranste Baumwolle streifte meine Oberschenkel. Plötzlich spürte ich ein heftiges Verlangen nach einem starken Kaffee und ging in die Küche.

Seit ich aufgewacht war und mich erstmals in diesem hellen und ruhelosen Morgengrauen gereckt hatte, hatte ich mit jeder Bewegung bewusst den abgebrochenen Besuch meines Vaters und das Päckchen, das wachsam wartend in der Ecke stand, gemieden. Ich brauchte einen Plan für diesen Tag, und zwar schnell. Vielleicht konnte ich meine Kamera ausgraben und die Wasserstraßen entlangspazieren wie eine Hobbyfotografin. Es gab da einen Pub, wo man im Gras am Wasser einen Cider trinken konnte, während sich einem Gänseblümchen in die Handflächen drückten. Um zu entkommen, musste ich einfach nur aus dem Haus verschwinden und zügig loslaufen. Die Kamera tröstlich an der Seite wippend wie ein Holster.

Doch vorher kam der Kaffee. Ich saß mit dem Rücken zum offenen Fenster, die Beine übereinandergeschlagen, das Kinn in die Hände gestützt und die Ellbogen auf dem Tisch. Die Einkaufstasche lag immer noch neben der Tür auf dem Boden. Schließlich stand ich auf und goss mir einen Kaffee ein. Ich legte die Hände um den Becher und atmete den Duft, beäugte erneut die Tasche hinter dem aufsteigenden Dampf. Es

war still in der Küche, die Vögel draußen sangen mittlerweile weniger überschwänglich, der Verkehr rauschte dezent, und die Bewohner meiner Straße drehten sich in ihren Betten um und drückten die Schlummertaste. Die Wanduhr zeigte halb acht.

Ich balancierte auf meinem Seil und dachte an andere Leute und was sie wohl gerade taten. Es war der Versuch, mich selbst zu sortieren, in der Ordnung der Dinge zu verankern. So fing ich an. Lily war bestimmt mit ihrem Freund zusammen und wachte gerade unter feuchten Segeln und dem Gummigeruch einer Luftmatratze auf. Kelly und ihre Clique wälzten sich noch in ihren Betten, die Lippen schlaff vom Schlaf, der Kater vom Vorabend noch nicht ganz ausgereift. Johnny? Er lag mit Sicherheit in den Armen einer anderen Frau, deren Haar über seine kräftige Brust fiel. Mein Vater? Der alte Eindringling. Es ging nicht anders, ich musste ihn mit einbeziehen. Er war schon immer ein Frühaufsteher gewesen, der durchs Haus rumorte und dann seinem Frühstücksei beim Kochen zusah. Vielleicht machte er gerade ein missbilligendes Geräusch und drückte seine Knöchel fest auf die Anrichte. Dann kamen mir die anderen in den Sinn. Diejenigen, über die ich nie nachdachte, geschweige denn sprach. Dass sie irgendwo waren, irgendetwas taten, war unvorstellbar. Denn ich hatte sie schließlich ausradiert. Hatten sie nicht aufgehört zu existieren? In dem Augenblick sah ich sie, wie es sein könnte. *Marika*. Sie stand am Fenster im frühen Dunst eines Esztergomer Morgens. Ihre dunklen Haare hatte sie mit einer mädchenhaften Schleife zurückgebunden, in der Hand hielt sie einen roten Emaillebecher mit Kaffee, pechschwarz und mit Zucker gesüßt. Sie musste inzwischen auf die siebzig zugehen, dennoch würde sie später mit dem Fahrrad über den zerfurch-

ten Weg fahren und beim Bäcker am Marktplatz anhalten, um Gebäck aus schrumpfligen Aprikosen zu kaufen. Sie würde den Nachbarn zupfeifen. Würde lachen, mühelos. Lächeln, sorglos. *Marika*. Wie konnte sie immer noch real sein? Gestattete einem das Vergessen nicht, einen Menschen zum Verschwinden zu bringen, ein für alle Mal?

Abrupt traf ich eine Entscheidung. Ich stellte meinen Kaffeebecher ab, stand auf und ging zur Tasche, griff hinein und holte das Päckchen heraus. Ich legte es auf den Tisch und musterte es. Die bunten Briefmarken sprangen mich an, die Schrift, kühn und steil, schien vom Papier in die Höhe zu klettern wie die Figuren eines kunstvollen Aufklappbuchs. Ich beobachtete es, als wäre es ein unberechenbares lebendiges Wesen, mit angespannten Muskeln, und machte mich bereit, jederzeit in Deckung zu gehen, falls es auf mich losgehen sollte. Doch es war allem Anschein nach tot, eine vertrocknete Hülle, ein auf dem Rücken liegender Käfer, der die Beine fest angezogen hatte. Denn es war aus der Vergangenheit hergeweht worden, eingehüllt von Spinnweben und Staub, mit seiner alten Kordel und dem zerknitterten Papier.

Endlich zog ich es zu mir heran, drehte es hin und her, wog es in den Händen. Dann löste ich den Knoten, sodass die Schnur an allen vier Seiten herabfiel. Mit den Fingernägeln kratzte ich am Klebeband und riss an den Kanten. Schließlich legte ich meine Hände flach auf die Oberseite und wartete einen Augenblick, ehe ich das Papier zurückschlug. Dabei bildete ich mir ein, den Hauch eines altbekannten Geruchs zu erhaschen, dick wie Holzrauch. Der Geschmack in meinem Mund hatte etwas Metallisches, und ich bemerkte, dass ich mir fest auf die Lippe biss. Auf meinem Finger blieb ein dünner Streifen Blut zurück, als ich sie berührte. Verärgert über

mich selbst, über meine verkrampften Muskeln und meine übersteigerte Fantasie, riss ich den Rest der Verpackung kurzerhand auf und ließ sie absichtlich achtlos auf den Boden fallen. Zum Vorschein kamen ein weiteres eingewickeltes Päckchen und ein Umschlag, auf dem in derselben spitzen Schrift *Erzsébet* stand. Ich zwang mich, ihn nachlässig zu öffnen, so dass das Papier unordentlich knickte und riss. Darin war ein Brief, auf dickem Pergamentpapier, cremefarben und nur einseitig beschrieben.

Wie ich vermutet hatte, war er von Zoltán, Marikas Lebensgefährten. Dem Mann, den sie, nur Wochen nachdem mein Vater und ich vor all den Jahren ohne sie nach England zurückgekehrt waren, kennengelernt hatte. Es war ein Name, den sie auf ihrer Zunge rollte, als sie sich ihm vorstellte, dessen Neuheit, dessen Freiheit sie kostete. *Zoltán*. Ein Maler. Später erzählte sie mir, sie habe sich zuerst in seine markigen und pulsierenden Landschaften verliebt, und hinterher schnell auch in ihn. Auf mich als Neunjährige musste es den Eindruck gemacht haben, als würde sie jedes Detail ausschmücken. Als erzählte sie mir alles, was es zu wissen gab, die ganze ungeschminkte Wahrheit, zöge meine Hände zu sich heran und überhäufte sie mit diesen von ihr selbst ersonnenen Kostbarkeiten.

In dem Brief hatte Zoltán seine Malerklaue gebändigt, um sorgsam und präzise zu schreiben. Es musste lange her sein, dass er Englisch gesprochen hatte, und bestimmt hatte er ein Wörterbuch verwenden müssen, denn Zoltán wirkte früher immer so, als würde er keine traurigen Worte kennen.

Ich begann zu lesen.

Meine liebste Erzsébet,

so lange haben wir nichts von dir gehört. Es tut mir sehr leid, dass ich nun aus solchem Anlass schreiben muss. Marika ist tot. Es war ein Herzinfarkt, plötzlich und schnell. Am 10. Juli, einem Samstag, einem Tag von solch unerträglicher Hitze, dass wir morgens im Waldsee schwammen und nachmittags bei geschlossenen Fensterläden schliefen. Sie starb in der Kühle des Abends, als ich gerade den Tisch zum Essen deckte und sie eine Flasche Wein holte. Bis zu diesem Moment war es ein Tag wie all unsere Tage. Wie die, an die du dich sicher erinnerst, gern, wie ich hoffe. Ich habe ihre Asche auf der Erde verstreut, die sie liebte, bei dem Baum mit den Armen wie ein Mensch, du weißt schon, welcher. Der, wo die Felder sich bis zum Horizont erstrecken. Sie hat dich auf immer geliebt, Erzsi. Das musst du wissen. Und Erzsi, du bist hier willkommen, wie du es immer warst und immer sein wirst. Ich warte darauf, dich zu begrüßen.

Dein (alter) Zoltán

Mir war nicht bewusst, dass ich den Atem anhielt, bis ein wortloser Laut in meiner Kehle aufstieg und sich einen Weg nach draußen bahnte. Meine Brust zog sich zu einem Keuchen zusammen.

Ich hatte mir den Moment ihres Todes schon früher ausgemalt. Manchmal mit eigenartiger Aufregung, meist mit der Furcht vor der zurückbleibenden Leere. Beim ersten Mal war ich noch ein Kind und hatte Angst vor meinen eigenen Gedanken. Doch meine Absichten waren nicht böse; ich vermisse sie und wollte mit ehrbarem und aufrichtigem Kum-

mer um sie trauern. Ich malte mir aus, Frühlingsblumen zu pflücken und auf ihr Grab zu legen, eine einzelne Träne auf der Wange. Jahre später stellte ich mir herabsausende Äxte und silberne Pistolen vor, Marika inmitten einer Hochhaus-siedlung, dann ein jäher Sturz und ein Schrei. Und stets das-selbe Ergebnis. Das waren die Fantasien. Der Tod würde na-türlich irgendwann eintreten, aber nicht an diesem Tag, nicht in diesem Jahr, sondern in der dunklen und fernen Zukunft. Derselben Zukunft, die ewig dauerte.

Es war mir unmöglich zu begreifen, dass sie wirklich fort war. Ein zerknittertes Laken und ein mit rubinroten Küssen verschmiertes dickstieliges Weinglas hinterließ. Ein Paar un-ordentlich im Flur stehender Sandalen, deren Innenseiten schwarz und glänzend gerieben waren. Komisch, dass die Dinge, dir mir einfielen, zurückgelassene unbewegliche Ge-genstände waren. Wo doch nichts an ihr statisch gewesen war. Man hat nur ein Leben, hatte sie einmal zu mir gesagt, heiser, mit blitzenden Augen. Aber das stimmte nicht. Sie hatte meh-rere gehabt.

Ein Herzinfarkt. Vielleicht war es ausgleichende Gerechtig-keit? Ihr unbeständiges Herz, dieses verrückte und tempera-mentvolle Organ, das in ihrer Brust pochte und sie in alle mög-lichen Richtungen schickte und nur manchmal in die richtige. Sie fühlte immer zu viel. Ihr Kopf hatte nichts zu melden, nur ihr großes, unvernünftiges Herz bestimmte. Und so hatte ihr Körper schließlich genug gehabt und sich in sich selbst zurück-gezogen. Es hätte zu ihr gepasst, sich selbst zu entzünden, wo-bei die züngelnden Flammen um ihre Füße herum ein schwar-zes Loch im Teppich hinterlassen hätten. Ein geräuschvoller Tod, voller Farbe und Licht und dann ... nichts.

Marika. Meine Mutter.

Die Zeit verstrich, und ich merkte, dass ich fast reglos, mit dem Brief in den Händen und über den Tisch gebeugt, dageessen hatte. Ich klopfte mir auf die Wangen und rieb etwas Leben in die Haut, da fiel mein Blick auf das Päckchen. Das hatte ich ganz vergessen. Vorsichtig nahm ich es in die Hand und drehte es um, strich mit den Fingern über die Oberfläche. Schließlich riss ich es auf. Darin lag ein Buch mit einem Kartondeckel, der mit Stoff überzogen war. Jemand hatte diesen über und über mit leuchtend weißen Blumen bemalt, an den Rändern waren sie dicht gedrängt, und ich erkannte sie trotz der schnellen und stilisierten Striche. *Hajnalka*. So konnte man sie bezeichnen, ein ungarisches Wort, das *Winde* bedeutet. Sie sahen aus wie Kreisel, leuchtend vor Licht und Bewegung. Auf die erste Seite war ein Titel geschrieben, auf himmelblauer Farbe. *Das Buch unserer Sommer*. Nur vier Worte, das Ende jedes Buchstabens mit einem kunstvollen Pinselstrich gespreizt. Doch trotz der verspielten Schrift und des weichen verwaschenen Blau zeugten die Worte klar von der Wirklichkeit. Ein eindeutiger Ort und eine ganz bestimmte Zeit.

Ich legte die Hände zusammen und senkte den Kopf. Zwar betete ich nicht, aber ich wünschte mir etwas, die Lippen auf die Finger gedrückt. *Bitte*, flüsterte ich, *kann das bitte keine Bedeutung haben?* Aber ich wusste bereits, dass es eine hatte. Und dass das immer so bleiben würde.

Aufs Geratewohl schlug ich das Buch auf und stieß auf ein Foto von mir selbst. Mein Gesicht befand sich dicht vor der Kamera, eine Hand schirmte die Augen vor der Sonne ab, und ein Schwall ihres Lichts, gleißend hell, fiel mir über die Schulter. Ich musste einen Hut getragen haben, vielleicht einen Strohhut, denn meine Haut war mit durchbrochenem Schat-

ten gesprenkelt. Und ich lachte, die gebräunte Nase gekräuselt, die Augen glänzend. Ich war vierzehn. Das weiß ich deshalb so genau, weil ich einen winzigen Kratzer auf dem Kinn hatte und mich an die Katze erinnerte, die das gewesen war. Eine wilde Katze, die sich am Wegrand herumgedrückt und an trockenen Melonenschalen genagt hatte, mit dürrer Körper und wackeligen Beinen wie eine betrunkene Ballerina. Furchtlos hatte ich sie auf den Arm genommen und gelacht, als sie fauchte und kratzte. Ich hatte meine Nase an ihren Kopf geschmiegt, bis sie sanfter wurde. Sie war mir in jenem Sommer überallhin gefolgt, ein getigerter Schatten, der sich vor meinen Füßen aalte und mir nachtrippelte. Ich hatte sie mit Schinkenstücken und Hühnchen von meinem eigenen Teller gefüttert und Räucherwürste von den heißen Kohlen geschmuggelt. Cica hatte ich sie genannt, was auf Ungarisch Mieze bedeutete. Es klang so hübsch, *Zie-za*, wie eine winzige orientalische Kaiserin oder eine singende Lerche.

Mir wurde klar, dass ich mir solche Mühe gegeben hatte, die großen Dinge zu vergessen, dass auch die kleinen verlorengeworden waren. Cica. Mein kleiner Schatten.

Ich blätterte zur nächsten Seite, zur übernächsten, überflog das restliche Buch. Es gab darin eine Ordnung, eine Struktur. Jeder Abschnitt war datiert, beginnend mit 1991, festgehalten in derselben gemalten, verschlungenen Schrift, bis zum Jahr 1997. Kein einziger Sommer fehlte, sieben Jahre lang. Es gab keine Fußnoten zu den Bildern, keine handgeschriebenen Anmerkungen, nur Fotos auf jeder Seite. Die Umgebung veränderte sich, aber es blieb immer derselbe Ort, den ich kannte: verblasste Hügel, dunkel bewaldete Hänge, ein grüner See auf einer Lichtung, endlose Getreidefelder, eine gemähte Rasenfläche und ein großes Haus aus rotem Holz und hellem Stein. Die



Emylia Hall

Mein Sommer am See

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74555-5

btb

Erscheinungstermin: Mai 2014

Eines Tages bekommt Beth ein Paket. Darin ein Album mit Fotos, Notizen und anderen Erinnerungsstücken, die Beth noch nie zuvor gesehen hat. »Das Buch unserer Sommer«, in dem ihre Mutter Marika die Erinnerung an jene Sommerferien festgehalten hat, die Beth in ihrer Jugend bei ihr in Ungarn verbrachte. Eine Zeit, in der Beth hin und her gerissen war zwischen ihrem zurückhaltenden Vater, mit dem sie im englischen Devon lebte, und der temperamentvollen Mutter, die die Sehnsucht nach der Heimat von ihrer Familie fortgetrieben hatte. Eine Zeit, in der Beth sich nichts sehnlicher wünschte, als endlich ihren Platz im Leben zu finden. Eine Zeit, die mit einer schockierenden Enthüllung endete, als Beth gerade 16 war. Seit damals hat Beth jeden Gedanken an diese Zeit weit von sich geschoben. Doch das Album bringt all ihre Erinnerungen wieder zurück – an die erste Liebe, an flirrend heiße Sommertage und kühle Waldseen. Und an den Tag, an dem alles zerbrach ...



[Der Titel im Katalog](#)